

Der Galgenvogel.

Humoreske von Alwin Römer.

„Welch ein prächtiges Thier!“ sagte bewundernd der junge Doktor Angerstein vor dem großen, blanken Papageienbauer des Justizraths Beder, den er bei guter Laune erhalten wollte, weil er die Absicht hatte, ihn in nächster Zeit um die Hand seiner Tochter zu bitten. Denn die beiden Mädel des Alten galten als gute Partien; die dunkle Sage von einer kürzlich verstorbenen feinechten Erbtante konnte nicht so einfach aus der Luft gegriffen sein.

Und die Belagerung war im besten Fortgange. Das Resultat war zweifelsohne eine vollständige Kapitulation. „Ach, Gott sei Dank, dann werde er nicht nur die Schulden los, die ihm ein etwas allzu flottes Studentenleben nach und nach aufgehaßt hatte; dann konnte er auch ein bequemeres, genussfreudigeres Dasein führen.“

„Wirklich, ein ganz famoseres Exemplar von einem Papagei!“ wiederholte er. „Hat mich auch ein Heidegeld gekostet“, erwiderte trocken der Justizrath, in dessen vielgefalteten Augenwinkeln ein immer sprungbereiter Humor zu lauern schien.

„Was Sie sagen!“ bemerkte interessiert der junge Arzt. „Aber es läßt sich denken. . . Spricht er?“ „Leider mehr, als gut ist, oder wenigstens so!“ lachte mit einem Stich ins Bittere der Alte. „Sonst wäre er mir nicht so theuer geworden!“

Der Doktor sah verständnislos zu ihm hinüber. „Ja, das begreifen Sie nicht, ohne daß ich Ihnen die Geschichte erzähle, die dazu gehört. Ich darf sie Ihnen aber nicht erzählen, weil . . . hm . . . die Weiber sind nun mal so . . . Als wenn die Schüchternheit einer schrägen alten Schachtel eine Schande für die wäre, die den Schaden davon gehabt haben!“

Doktor Angerstein horchte betroffen auf. Was meinte der Justizrath mit diesen offenbar aus dem Groll und der Enttäuschung geborenen Worten? „Gut nicht so dumm!“ schnarrte ihn plötzlich eine Stimme an. Er schrak zusammen, lachte dann aber laut auf. Der Papagei hatte es ihm augerufen. Und gleich danach kam's hinterher gepoltert: „Vorwärts, vorwärts, drücke nicht lange!“ Und wieder nach einer Weile: „Na, denn nicht, altes Heupferd!“

„Das ist ja ein ganz gelungener Patron!“ rief der Doktor. „Wer hat ihm denn dieses herrliche Repertoire beigebracht?“

„Leider wir selbst!“ feixte der Justizrath. „Leider? Ich finde es riesig amüsant, bester Herr Justizrath.“ „Ja, Sie! . . . Ihnen kostet es auch nichts!“ brummte der Alte.

Das scheint eine hochinteressante Geschichte zu sein. „Hm . . . ja, aber ich fürchte, Sie plaudern's aus. Und dann täme ich in des Teufels Küche bei meiner Alten“, sagte jöhernd der Justizrath. „Ich würde mir eher die Zunge abbeißen.“

„Ehrenwort?“ „Ehrenwort!“ „Na, dann passen Sie auf! . . . Wir hatten da in der Familie eine alte Tante, reich, schwerreich fogar, deren nächste Erben wir waren. Und obgleich sie sich immer ein bißchen schrullig hatte, dacht sie selbst wohl auch nicht anders, als daß wir ihren geliebten Mammom eines schönen, das heißt traurigen Tages, weil sie ja dann gestorben war, einsaden würden. Alle Jahre war sie auf Besuch bei uns und ließ sich wie eine richtige Erbtante verwöhnen. Es war ja ganz natürlich. Das Geld der Tante war ja unsere Zukunft. Und in sicherer Erwartung der sich von Jahr zu Jahr häufenden Moneten lebten wir ziemlich sorglos in den Tag hinein. Wogu auch sparen? Es war reichlich für uns gesorgt, wenn Tante Malwine einmal abdampfte. Und über die Schöpfung war sie ja schon gewesen, wie wir betrautesen. Sie wurde indessen siebzig und fünfundsiebzig, und blieb rüstig wie ein Wieselchen. Weiß der Himmel, daß ich's ihr gegönnt habe! Wir hatten ja keine Roth. . . .“

Als sie ziemlich achtzig ist, spürt sie doch, daß das Alter sich langsam geltend macht. Und der Doktor schickt sie nach Wiesbaden, wo sie sich erholen soll. Unsere Jüngste muß mit, damit sie Gesellschaft hat, und ihren Papagei bringt sie uns, weil die weite Reise denn doch zu umständlich mit einem solchen Begleiter gewesen wäre.

Dieser Papagei war ihr Liebling. Er hatte ihr einmal das Leben gerettet, wie sie behauptete, und wurde deshalb wie ihr Augapfel von ihr geliebt. In Wahrheit hatte er einmal bei Nacht das Haus alarmirt, als sich ein Dieb eingeschlichen hatte. Immerhin war es eine kleine Heldenthat, und wir rezeffirten denn auch in dem gedruckten Burschen den Hülter unseres künftigen Vermögens.

Er war ein ziemlich eigensinniger Bursche, der viel Ansprüche machte, so lange er unfer Pensionär war. Bald schmiedete ihm die Hahelstüße nicht; bald ließ er die Albert-Gates in Bröckchen auf den Käfigboden fallen; bald verschmähte er die Maistörner, die sein Hauptfutter sein sollten. Dazu sträubte er das Gefieder und fauchte alle an, die sich ihm näherten. Eines Tages, jedenfalls um uns sein Mißfallen und seine Verachtung bis zur Evidenz zu zeigen, wurde er sogar ernstlich krank.

„Das Alter“, sagte der Thierarzt. „Vielleicht auch die ungewohnte Umgebung oder Sehnsucht nach der alten Dame.“ Und als ob er's verstanden hätte, schnarrte der Papagei verdrießlich, wie das seine Mobe war: „Guten Morgen, Tante Malwine!“ blinzelte uns noch einmal an, und glitt leicht von seiner Stange. Er war tot.

Das war ein schöner Schred, kann ich Ihnen sagen! Das durften wir der Tante unmöglich schreiben, die sich tagtäglich nach dem Wohlfinden ihres „geliebten Vordens“ erkundigte. Wir berichteten ihr daher nach wie vor, wie fidel sich ihr alter Freund setze und wie wohl er sich bei uns fühle; ich aber machte mich mit meiner Frau auf und fuhr nach Bremen, um einen Ersatzmann für den Verbliebenen zu schaffen.

Für hundert Mark ließen wir uns denn auch glücklich ein ziemlich ähnliches Vieh aufhängen, ein unbeschriebenes Blatt, das überhaupt noch nichts sprechen konnte, nach der Versicherung des Händlers aber von gutem Auffassungsvermögen sein sollte. Den setzten wir in das leergebliebene Bauer, behandelten ihn beinahe noch aufmerksamer und liebevoller als seine Vorgänger und pappelten ihm mit Geduld, Deutlichkeit und Vertrauen auf seine Intelligenz von früh bis spät die süßen Worte vor: „Guten Morgen, Tante Malwine!“

Besonders ich hatte mich zu seinem Lehrmeister aufgeworfen. Aber der Vogel war ein Stodfisch. Er sah auf seiner Stange, knabberte Hahelstüße und glogte mich halb dämlich, halb boshaft von der Seite an. — Sehen Sie, Herr Doktor, so wie jetzt über wieder. Ist das nun Dummeheit oder Tüde? Ein vernünftiger Laut kam nicht aus seinem Schnabel. Natürlich brachte mich das schließlich in den Harnis. Meine Geduld ging trotz aller guten Vorsätze zum Teufel, und im Jörn fing ich manchmal an, ihn auszuwickeln. „Gut nicht so dumm!“ schrie ich ihn an. „Vorwärts, vorwärts, drücke nicht lange!“ Gu-ten Mor-gen, Tan-te Mal-wi-ne! Und wie ich immer und immer wieder vergeblich auf das Erwachen seines Auffassungsvermögens wartete, ohne je etwas davon zu spüren, ging ich wohl mit einem kräftigen „Na, denn nicht, altes Heupferd!“ wüthend davon.

„Gu-ten Mor-gen, Tan-te Mal-wi-ne!“ schnarrte der Papagei in diesem Augenblicke, als er mit viel tieferer Stimme hinterdrein schidte: „Hol dich der Teufel, altes Vieß!“

Aber nun schien der Schlingel doch ein Einsehen zu haben und seine Bosheit wieder gutmachen zu wollen. „Guten Mor-gen, Tan-te Mal-wi-ne!“ brachte er mit viel Betonung hervor, worauf Tante Malwine das Taschentuch wieder finken ließ und sich dem Bauer aufs Neue näherte. „Aha, er befinnt sich!“ sagte sie aufathmend.

Aber da schnarrte er die Tante auch schon wieder mit einem anderen meinen pädagogischen Begleitworte an. „Hol dich der Teufel, altes Vieß!“ schrie er mit vorzüglichster Wiedergabe meiner jeweiligen Wuth über seine Begriffstugigkeit, und wieder nach einer Weile, als Tante Malwine gerade ntrüftet: „Schäme dich, Vora!“ gesagt hatte, bemerkte er, kurz angebunden wie sein ganz abgedummerter Lehrmeister es öfter geäußert hatte: „Na, denn nicht, altes Heupferd!“

Ich hätte ihm den bunten Hals umbrechen können, diesem Satan. Aber ich mußte lächeln, trampfhaft lächeln, um Tante Malwine gegenüber möglichst unbedenken zu erscheinen. „Sie haben ihm ja schöne Dinge beigebracht!“ erklärte sie empört und sah mich mit einem Blick an, der mir das Mark in den Knochen erkaltete machte. Weiter keine Silbe.

Alle Versuche, die schreckliche Geschichte aufzuklären, schnitt sie kurzerhand ab. Sie wollte nichts mehr von uns wissen. Noch am selben Tage reiste sie ab, ohne sich verlohnen zu lassen, ohne von mir auch nur Abschied genommen zu haben.

Ich schrieb ihr in einem langen Briefe die ganze Wahrheit. Aber sie glaubte kein Wort davon. Bald darauf starb sie. Im Testament war meine Frau als Erbin eingesetzt. „Aha, also doch!“ meinte, hörbar erleichtert, Doktor Angerstein, dem ganz schön zu Muth geworden war bei der seltsamen Geschichte.

„Ja, aber mit einer Klausel, die die Erbchaft vielleicht illusorisch macht“, fuhr der Justizrath fort und sah den Doktor mit einem langen prüfenden Blick an. Die Ruhezugehörigkeit des gesamten Vermögens ist nämlich auf die Dauer von zehn Jahren dem Thierschutzverein überwiesen. Und erst, wenn wir Vora, die bunte Bettie dort, während dieser Zeit treulich gebedet und gepflegt haben, so daß sie nicht zu Grunde geht, gelangen wir in den Besitz der Hinterlassenschaft. . . . Zehn Jahre sind eine lange Zeit, mein lieber Herr Doktor. . . . Ich habe mir schon ein halbes Duzend Werte über Papageienpflege kommen lassen. . . . Es ist schauerhaft zu lesen, woran so ein Krummhals alles sterben kann. . . . Na, und wird aus der angetuschten Krähe auch nur einen einzigen Tag vor dem festgesetzten Termin ein Paradiesvogel — so find wir so gut und wüßchen uns den Bug. . . . Ist das nun ein theurer Vogel oder nicht?“

„Eine ganz scheußliche Geschichte!“ murrte Doktor Angerstein. „Zehn Jahre!“ „Nicht wahr?“ Das ist raffiniert! Wo man ihm am liebsten auf der Stelle den Hals umbrechen möchte!“ stöhnte der Justizrath und warf einen finsternen Blick nach dem Vogel hinüber, der nach einem bösen Lachen sein „Vorwärts, vorwärts, drücke nicht lange!“ erschallen ließ, um nach einer kurzen Pause: „Na, denn nicht, altes Heupferd!“ hinzuzufügen.

„Niederrückig! Ganz niederrückig!“ sagte topfschüttelnd Doktor Angerstein und ergriff die nächste Gelegenheit, um sich zu empfehlen. Beim Abschied legte der Justizrath den Zeigefinger an den Mund. „Sie wissen doch . . .?“ mahnte er dabei. „Ich rede hier zu keinem Menschen darüber.“

„Gut, gut, lieber Freund! . . . Und kommen Sie bald wieder!“ — Als sich die Thür hinter ihm geschlossen, öffnete sich von der anderen Seite die Portiere, und die Frau Justizrath erschien auf der Schwelle. „Aber Justus!“ rief sie halblaut und in ziemlich vorwurfsvollem Tone. „Was hast du da für eine Räuber-geschichte erzählt?“

„Gar keine Räubergeschichte. Wenn du behörcht hast, weißt du ganz genau, daß ich auf das Testament alles stimme. Nur die Klausel habe ich gefunden. Wenn der gute Doktor jetzt wieder kommt, mag die Martha ihn heirathen. Ich aber sage dir, er läßt sich nicht mehr blicken. Er ist ein Miltigstjäger, nichts weiter!“

„Es war traurig, wenn du recht hättest, Justus.“ „Aber ich habe recht!“ erklärte er. „Du wirst sehen!“

Doktor Angerstein blieb in der That aus. Er war „sehr beschäftigt“. Außerdem nahmen ihn die Töchter des Herrn Rentiers Grobeder beim Laton Tennis und Croquet, so oft es nur anging, in Anspruch. Grobeder war nämlich ein reichgewordener Börsenspekulant.

Schließlich fragte er den Justizrath manchmal auf der Straße im Vorübergehen: „Lebt der Galgenvogel noch?“ und freute sich, daß er so klug gewesen war, damals dem Alten die totale Geschichte zu entlocken. . . .

Erst als Martha Beder einen armen Chirurgen-Professor heirathete, und der Alte dem jungen Braute eine ganz köstliche kleine Villa als Hochzeitsgabe taufte, kamen ihm allerlei Rebenken.

Verwünscht! Da war er selbst der Dumme gewesen und nicht der Justizrath. . . .

Seit der Zeit fragte er nicht mehr nach dem Galgenvogel. Es konnte ihn eigentlich ja auch nicht mehr interessieren, da Anna Grobeder längst Frau Doktor Anger-

stein geworden war und mit der ganzen Kraft und Rücksichtslosigkeit ihres vom Vater erworbenen Naturells den Pantoffel über ihm schwang.

Das Duell.

Novellette von Guy de Taramond.

Das schönste Bivouac unter dem Kaiserreich war das auf der Insel Lobau im Jahre 1809. Zweihunderttausend Mann, die die Donau auf drei dreifachen Brücken überschritten, waren hier verammelt. Nie war die „große Arme“ so vollständig vereinigt gewesen. Zum ersten Male seit Arcola, den Pyramiden und Marengo fanden sich ganze Regimenter wieder. Die Kantinen wurden von tapferen Soldaten überfüllt, die sich seit Jahren aus den Augen verloren hatten und nun fröhlich auf die unvorhergesehene Begegnung anstießen. Seit einem Monat arbeitete die Arme den ganzen Tag an den Festungswerken der Insel unter der Leitung der Genieoffiziere.

Einer von ihnen bemerkte auf einer Inspektionsrunde, daß die Grenadiere sich häufiger ausruhten, als es ihnen zukam, und machte ihnen darüber lebhafte Vorwürfe. Diese wieder hatten nichts Giltigeres zu thun, als sich bei ihrem Hauptmann wegen dieser Vorhaltungen, die sie für ungerecht hielten, zu beschweren.

Die Infanterieoffiziere machten nicht viel Aufhebens von ihren Kameraden vom Geniecorp; sie nannten sie mit einer gewissen Verachtung die „Herren Problem“; die alten Hande- gen, die sich ihrem Rang mühsam auf den Schlachtfeldern erobert, trugen für diese Grünhahnen, die frisch aus der Polytechnischen Schule kamen und sich mit Kompassen und Karten herumzuschlagen, die größte Verachtung zur Schau.

Der Grenadier-Hauptmann war also entzückt, daß sich ihm diese Gelegenheit bot, einem Genieoffizier eine Lektion zu erteilen, der sich herausnahm, seine Leute auszuganken; er ließ ihm noch, packte ihm beim Aermel und rief ihm zorniglobend zu: „Mein Herr, haben Sie sich zu behaupten erlaubt, meine Soldaten arbeiten nicht?“

„Mein Herr“ versetzte der andere kühl, „ich habe nur die Wahrheit gesprochen.“

„Tausenddonnerstretter, das ist ein sehr unglückseliges Wort von Ihrer Seite . . . wissen Sie, daß ich bei Vodi, am Berge Thabor, bei Eplau und bei Friedland verwundet worden, und ich jeder Wunde einen Galon verdante?“

„Das beweist, mein Herr, daß Sie tapfer sind, aber das beweist absolut nicht, daß Ihre Leute arbeiten!“

„Sie wollen mich verpöhlen, mein Herr, nehmen Sie sich in Acht, daß ich Ihnen Ihre Scherze nicht in die Kehle bohre. Doch vorher werde ich Ihnen zeigen, mit wem Sie es zu thun haben, Sie Retter.“

Der Hauptmann gab einem Manne ein Zeichen, der auf seinen Spaten gelehnt, die Pfeife im Munde, 20 Schritt von ihnen entfernte, die Szene beobachtete.

„Achtung!“ Der Grenadier nahm mit kurzer Bewegung die militärische Stellung ein. „Behalte mal Deine Pfeife im Munde. Drehe Dich nach rechts. Kopf hoch! Sieh auf diesen Punkt dort. Jetzt rühr' Dich nicht mehr.“

Er nahm seine Pistole, zielte einen Augenblick und schoß dem Räucher die Pfeife aus dem Munde. „Bitte, mein Herr.“

„Mein Herr, ich werde morgen um 8 Uhr zu Ihnen Befehlen stehen.“ Diese ironische Ruhe brachte den Kapitän außer sich; er schäumte vor Wuth und rief, während ihm die Augen aus dem Kopfe traten: „Morgen, verdammt! Geißschnebel, wirst Du tot sein. Um diese Stunde werde ich bereits Dein Herz verzehrt und Dein Geistes verbrannt haben. Dann wirst Du ja sehen, wie meine Grenadiere freudig arbeiten, wenn sie Dich unter diesen verteuerten Festungswällen begraben.“

Der Genieoffizier wollte antworten, als der Sturm, der seit dem Morgen große, plötzlich zum Ausbruch kam. Es war eine wahre Sintfluth, die von allen Seiten lospeitschte.

Diese Douche beschwichtigte den Zorn des Kapitän's, er war ein tapferer Mann, aber im Grunde seines Herzens auch ein braver Mann. „Mein Herr“, sagte er, „Sie können hier nicht bleiben. Treten Sie in mein Zelt, dort sind Sie geschützt. Dann können Sie ja gehen.“

„Gut, mein Herr, ich nehme an. Aber das wird uns nicht hindern, uns morgen zu schlagen.“ „Hätte ich Ihnen sonst Obdach angeboten?“

Sie flüchteten sich also unter das Zelt. Hier gab es kaltes Geflügel und Wein, und beide thaten dem improvisirten Mahle Ehre an. Beim Essen unterhielten sie sich von Politik und Strategie und galanten Abenteuern; man hätte sie für die besten Freunde der Welt halten können.

Indessen hatte der Regen aufgehört, sie erhoben sich und gingen hinaus. „Es ist Zeit, daß ich in mein Bivouac zurückkehre“, erklärte der junge Offizier. „Adieu, mein Herr, und auf morgen. Doch Sie sollen sich nicht etwa einbilden, daß Sie es mit einem

Ihrer unwürdigen Gegner zu thun haben.“

Den Boden mit ihren raschen Flügeln streifend, flog eine Schwalbe vorüber. Er nahm sein Pistol und knallte sie mit einem Schusse herunter. „Om“, sagte der Kapitän, „das ist recht gut geschossen. Auf morgen, mein Herr.“

Am nächsten Tage fanden sich die beiden Männer mit ihren Zeugen auf dem Kampfplatze ein. „Mein Herr“, sagte der Grenadier-Hauptmann, „kommt Zeit, kommt Rath. Ich habe mir eben überlegt, daß die Partie zwischen uns nicht gleich ist.“

„Wieso, mein Herr?“ „Nun, Sie sind klein und mager, ich bin groß und viel. So lange ich mich für einen besseren Schützen als Sie hielt, waren die Chancen gleich. Jetzt, da ich Ihnen mit gleichen Waffen eine größere Zielscheibe biete als Sie mir, liegt die Sache anders. Das ist nicht gerecht.“

„Sie haben Recht, aber in welcher Weise.“

„Ich habe deshalb daran gedacht, Abhilfe zu schaffen. Ich werde mich an diesen Stammbaum lehnen, der ziemlich dick ist, den wie Sie sehen, können ihn kaum drei Mann mit ihren Armen umschlingen. Einer Ihrer Zeugen wird mit einem Stück Kreide meine Gestalt genau darauf abzeichnen. Dann werden Sie sich während unseres Duells vor den Baum stellen. Wenn meine Kugel Sie verfehlt und die so markirte Oberfläche berührt, so werden Sie sich als getroffen betrachten.“

Der Vorschlag war in so ernstlichem Tone gemacht worden, daß der Genieoffizier sich nicht enthalten konnte, in lautes Lachen auszubrechen, und die vier Zeugen thaten dasselbe.

Sein Groll war mit einem Male verschwunden; er war entwaffnet. Er ging einen Schritt auf seinen Gegner zu und reichte ihm die Hand. „Morgen“, sagte er, „werden vielleicht die Kanonen donnern; wir haben Besseres zu thun, als uns nutzlos zu tödten, der Kaiser bedarf unserer, wollen wir diesen thörichten Streit verweisen, mein Herr?“

Bewegt trat der alte Kapitän ebenfalls einen Schritt vor, umarmte seinen Kameraden und sagte: „Meinliebe; und wenn wir ihn noch nicht ganz vergessen haben, so können wir uns ja nach dem Feldzuge immer noch daran erinnern; derjenige von uns, der aus der nächsten Schlacht mit den wenigsten Wunden zurückkommt, wird den anderen um Verzeihung bitten.“

Acht Tage darauf war die Schlacht bei Waagram. Unter dem Kaiserlichen Adler stürzten Sachsen und Polen, Baderen und Spanier, Marmeluden und Italiener auf den Feind los, wie ein riesenhafter Sturm von Babel, der sich hinter der dreifarbigten Fahne in Bewegung setzte.

Doch von den beiden Offizieren kam keiner zurück. „Eine glückliche Verwechslung.“ Geheimraths Auguste war tief unglücklich. Den sie kannte von der Liebe bis jetzt nur das Hängen und Bangen in schwebender Pein, das Todes-betrübt sein, und ihre Seele hätte doch so gerne himmelhoch gehäucht. Und an diesem Zustand war einzig und allein der schmude Korporal von den Jägern schuld. Er hatte es ihr mit seiner schneidigen Figur und seinem strammen Schnurrbart angethan, und im Wochen wie im Träumen war er der Gegenstand ihrer heißen Sehnsucht. Aber, ach! die Sache hatte einen großen Haken! Denn obwohl Auguste das netteste, adrettteste Mädchen in der ganzen Straße war, so blieb der hübsche Korporal gegen ihre Reize vollkommen unempfindlich. Auguste hatte es gewiß an Aufmunterungen jeder Art nicht fehlen lassen; aber der Korporal hatte seine Augen dafür. Als letzte Zuflucht hatte Auguste einen Liebesbriefsteller erwählt und ihrem unformirten Ideal daraus einen so zärtlichen und liebeglühenden Brief geschrieben, daß selbst ein erlösender Vulkan hätte wieder Feuer fangen müssen. Aber vergebens. Acht Tage waren bereits vergangen und der Korporal ließ nichts von sich hören. Aber trotz alledem gab Auguste die Hoffnung nicht auf. Noch war ihr heimlich Geliebter ja frei, und einmal mußte er sein unparzertes Herz doch verschicken. Und warum sollte sie die Glückliche nicht sein? Eine echte Soldatenbraut muß sich ihren Schatz eben erobern.

Sie nahm daher eines Morgens einen zweiten rosafarbenen Briefbogen und suchte aus dem Briefsteller die Epistel für besonders hartnäckige Fälle. Gewissenhaft malte sie Wort für Wort nach und hatte den Brief bereits zur Hälfte zu Papier gebracht, als sie drauhen Schritte vernahm.

Die Gnädige! Rasch packte sie Brief und Briefsteller und warf beides in die Tischschublade, doch konnte sie nicht verhindern, daß das scharfe Auge der Geheimrätthin ihre Verlegenheit wahrnahm.

„Was ist nur mit Dir, Auguste?“ zürnte diese. „Du hast in der letzten Zeit ein so zerfahrenes Wesen, daß gar nichts mehr mit Dir anzufangen ist. Es ist bereits halb zehn Uhr und Du sitzt hier und legst die Hände in den Schooß. Was haben wir denn heute?“

„Ich denke, Herr Professor hatten vor, einen öffentlichen Vortrag gegen die Schleppe zu halten?“ „Jetzt noch nicht. . . diesen Sommer, wenn meine Frau verweist ist!“

Auguste fuhr mit dem Schürzenzipfel über die Augen und nahm den Menikalenber vom Küchenregal. Die Gnädige schlug ihn auf und studirte darin. „Es ist gut“, sagte sie dann und legte das geöffnete Buch auf Augustens Tisch. „Schau jetzt, daß Du vorwärts kommst, sonst fügen wir zu Mittag ohne Essen da!“ Damit rauchte sie wieder hinaus.

Auguste aber setzte sich wieder auf ihren Platz, holte den angefangenen Brief hervor und rüftete sich von Neuem zum Schreiben. „Fertig muß der Brief werden und wenn mich der Kopf tosket!“ murrte sie. Sei es nun aber, weil sie in heller Angst schwelte, die Gnädige könne sie zum zweitenmal überfallen, oder weil ihr Gemüth im allgemeinen schrecklich bedrückt war und ihre Gedanken überhaupt nicht in der Küche, sondern in der Kaserne weilten, kurz, sie merkte nicht, daß sie anstatt aus dem Briefsteller aus dem Menikalenber abschrieb und ihr zärtlicher Brief folgenden sonderbaren Schluß bekam: Heute:

Schinkenknödelsuppe. Gebratene Blutwurst mit Kraut. Gespöckte Kalbsbrust. Gansbraten. Womit ich für ewig verbleibe Ihnen bis in den Tod liebende Auguste.

Dann versiegelte sie den Brief und trug ihn zur Post. Am selben Abend war der Korporal da.

Ein schlauer Gedanke.

Eine Chinesin, so schreibt man aus Schanghai, hatte eine Frau, vor der er in beständiger Angst lebte, weil sie die unangenehme Gewohnheit besaß, jedes mal, wenn ihr Unwille erregt worden war, einen Selbstmordversuch zu machen. Nun wird manch ein gemüthlicher abendländischer Leser denken: Ja, weshalb läßt er sie denn nicht gewähren, damit er sie los wird? Da kommen jedoch die eigenartigen, über den Selbstmord im Reiche der Mitte herrschenden Ansichten in's Spiel: hierzulande kann einer bestreiten in die langwierigsten Prozesse verwickelt werden und darüber schließlich sein ganzes Vermögen verlieren. So sehr also der betreffende Mann auch heimlich wünschen mochte, seine Ehehälfte möge einmal mit ihren Ver suchen Erfolg haben, so wagte er diesen Gebanken doch gar nicht auszubringen, weil er fürchten mußte, die Verwandten der Frau würden ihn bei den Mandarinen sofort anklagen, daß er sie durch fort-dauernd schlechte Behandlung in den Tod getrieben habe. Er beistete sich also jedesmal, seine Frau wieder aus dem Wasser herauszuholen.

Da kam ihm nun eines Tages ein jüngerer Bruder, der einen anschlagigen Kopf hatte, zur Hilfe. Als seine Schwägerin es sich wieder einmal bekommen ließ, in den Dorfbrunnen zu springen, in der Hoffnung, sofort wieder emporgezogen zu werden, warf er ihr zwar ein Tau hinunter, aber als er sie dann beinahe bis an den Brunnenrand heraufgezogen hatte, ließ er sie wie aus Versehen wieder fallen, so daß ihr das Wasser über dem Kopf zusammenzuschlug. Dies wiederholte sich mehrmals, wobei sie eine gute Portion der keineswegs einladenden Fröhlichkeit schlucken mußte, bis sie endlich auf's Trockene kommen durfte. Die Kur hat geholfen, denn seitdem hat die Frau die Vorliebe für den Brunnen völlig verloren.

Rhabarberkompott.

Der Frankf. Ztg. wird geschrieben: Wenn ich den Rhabarber, diese köstliche Frühlingsgabe, in den Läden und auf dem Markte sehe, denke ich immer an ein fröhliches Erlebnis aus den achtziger Jahren. Wir sahen nämlich an einem Aprilabend am Stammtisch einer kleinen Stadt, und mangels anderen Gesprächstoffes gerieth die Unterhaltung endlich auf das auch bei Männern nicht so ganz unbeliebte Thema der tulnarischen Genüsse.

„Na, meine Herren“, meinte der erst kürzlich in die Stadt versetzte Assessor, „etwas Köstlicheres als frisches Rhabarberkompott giebt es doch gar nicht.“

„Was“, rief da der alte pensionirte Oberförster, „Kompott von Rhabarber! Das habe ich in meinem Leben noch nicht gehört. Das muß ich zu Hause sagen, daß es meine Weibsteute einmal machen. Wir haben ja ein halbes Duzend Stauden im Garten.“

Nach einigen Tagen trafen wir uns wieder. Der Oberförster sah etwas bleich drein, und als der Assessor eintraf, fuhr er auf ihn los: „Herr, der Teibel hole Ihr Kompott! Wir sind gelaufen! — Einer gab immer dem andern die Thür in die Hand!“

„Wie!“ rief der so Begrüßte, „wie ist das möglich? Solches habe ich nie von den Stengeln.“

„Was, Stengel?“ rief der erboste Fortkramer, „wir haben ja die Wurzel gegessen!“

Vorsicht!

„Ich denke, Herr Professor hatten vor, einen öffentlichen Vortrag gegen die Schleppe zu halten?“ „Jetzt noch nicht. . . diesen Sommer, wenn meine Frau verweist ist!“